

Starke Konkurrenz: vernähte Rindengefäße der Jungsteinzeit

Ob Sammeln von Beeren, Kochen oder Aufbewahrung von Lebensmitteln – lange Zeit ging man selbstverständlich davon aus, dass die Behälter aus Keramik waren. Jüngste Forschungen werfen nun ein Licht auf den bisherigen Underdog: die Rindengefäße.

Von Johanna Banck-Burgess, Hildegard Igel und Sebastian Million

Behälter aus organischem Material, wie Lederbeutel, Holzschalen, Körbe, Netze oder Rindengefäße erhalten sich nur unter besonderen Bedingungen. Dies macht es schwierig, Einsatz und Bedeutung in prähistorischen Siedlungen zu rekonstruieren. In den Pfahlbausiedlungen ist dies für Behälter aus pflanzlichem Material möglich. In vielerlei Hinsicht waren sie der bruchgefährdeten Keramik überlegen und spielten beim Sammeln, bei der Nahrungszubereitung, in der Lagerung oder für den Transport eine maßgebliche Rolle. Erst jüngste Forschungen machten deutlich, welchen Stellenwert dabei die vernähten Rindenbehältnisse hatten, die bereits in der Mittelsteinzeit und in der Linearbandkeramik (vgl. S. 34) in einfachen Varianten im Gebrauch waren. In der Jungsteinzeit kommen zwei Gefäßvarianten zum Einsatz, die als neolithisches Patent bezeichnet werden können und der Keramik Konkurrenz machten, nicht nur wenn es um die Zubereitung heißer Speisen ging.

Keramik wird zu Recht in späten Wildbeuter- und frühen Ackerbaugesellschaften eine wichtige Bedeutung als Koch- und Essgeschirr eingeräumt. Bezüglich der Hitzebeständigkeit ist anhand ethnografischer Beispiele bekannt, dass auch abgedichtete Körbe zum Kochen genutzt wurden. Indigene Einwohner wie die Miwok an der Westküste Amerikas benutzen dabei heiße Steine, die so lange durch neue heiße Steine ausgetauscht werden, bis der Brei oder die Suppe kocht. Aus der jungneolithischen Siedlung Hornstaad-

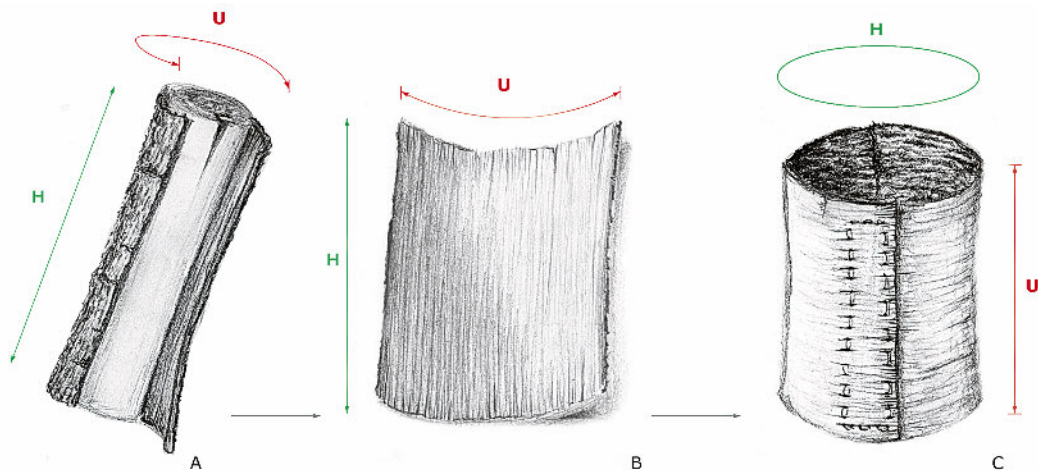
Hörnle IA am Bodensee sind Breireste erhalten, die Abdruckspuren von Kieselsteinen besitzen. In unzähligen Fragmenten von Rindengefäßen und Spiralwulstgeflechten haften zudem Breireste, die darauf schließen lassen, dass ihre Zubereitung in diesen Gefäßen stattfand.

Neolithisches Patent

Prähistorische Rindengefäße wurden in Anlehnung an nordeuropäische und sibirische Vorbilder der Neuzeit häufig als Birken-Schachteln gedeutet. Bekanntestes Beispiel sind zwei Gefäße aus Birkenrinde, die bei der bekannten Gletschermumie Ötzi gefunden wurden. Im Gegensatz dazu wirken die Rindentaschen aus linearbandkeramischen Brunnen wesentlich robuster (vgl. S. 34). Eine völlig andere Machart besaßen die jungsteinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Rindengefäße aus den voralpinen Seeufersiedlungen. Fast alle bestehen aus Lindenrinde.

platte, ebenfalls aus Lindenrinde, vernäht wurde. Junge Lindenbäume weisen eine glatte Außenrinde auf, die extrem widerstandsfähig und wasserabweisend ist.

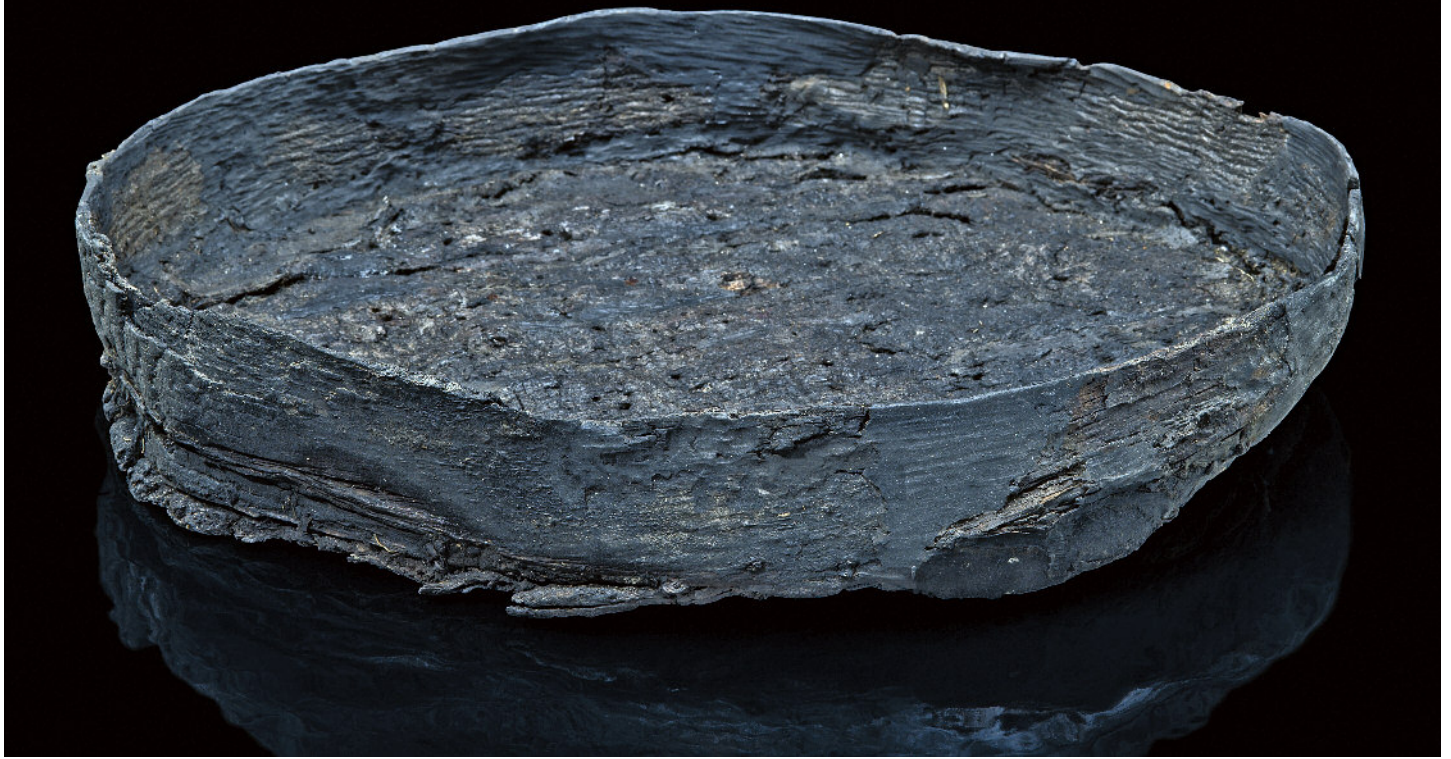
Unter den vernähten Rindengefäßen lassen sich zwei Varianten gut unterscheiden. Gefäße, die das Befüllen mit Brei und Flüssigkeiten, erlaubten und universal einsetzbare Gefäße, die zur Aufbewahrung kleinteiliger Objekte oder zum Servieren von Essen genutzt werden konnten. Zu Letzteren gehörten Rindengefäße mit einem Durchmesser über 40 cm. Selten sind Gefäße unter 10 cm Durchmesser; durchschnittlich liegt ihr Durchmesser bei 20 bis 30 cm. Eine vollständige Wandhöhe hat sich in keinem Fall erhalten. Als universal einsetzbares Gefäß genutzt, wurde die Wandung mit einem festen Zwirn aus Lindenbast mit dem Boden vernäht. Die Nahtlöcher für die einfachen und großzügig gesetzten Stiche wurden vorgebohrt.



Die Herstellung von Gefäßen aus Lindenrinde setzt Wissen, Geschick und Kraft voraus.

Die ungewöhnliche Stabilität der zylindrischen Gefäße aus Lindenrinde hängt mit ihrer Herstellungstechnik zusammen. Die abgelöste Rinde wurde für die Wandung so umgebogen, dass die Borke nach innen zeigt und die Wachstumsrichtung horizontal ausgerichtet ist. In dieser Position fixiert, entsteht nach der Trocknung eine extrem harte und stabile Gefäßwandung, die je nach Gefäßvariante in einem Arbeitsgang oder später mit der Boden-

Wesentlich aufwendiger war die Gefäßvariante, die sich für einen Inhalt von breiiger oder flüssiger Konsistenz eignete. Das Material der Nähfäden bestand aus feinen Lindenbaststreifen, mit denen der überstehende Bodenrand lückenlos gesäumt wurde. Die Verbindungsnaht von Wandung und Boden wurden in den Saum eingehängt, wobei man die Stiche an der Wandung treppenförmig ausführte, um ein Ausreißen an der Wandung zu verhin-



dern. Saum und Wandungsnaht mussten unmittelbar nach der Ernte der Rinde ausgeführt werden, wenn die Rinde noch weich war.

Fette Beute

Eine andere Verwendung der zylindrischen Rindengefäße ist im Rahmen des Forschungsprojekts THEFBO in den Fokus getreten. Sie steht im Zusammenhang mit den sogenannten Vlieshütchen, deren Funktion in der Forschung kontrovers diskutiert wird und bis heute nicht geklärt ist.

Die Vlieshütchen von Wangen-Hinterhorn, Hornstaad-Hörnle IA und Sipplingen-Osthafen gehören zu den wenigen vollständig erhaltenen textilen Objekten aus den jungsteinzeitlichen Seeufersiedlungen. Ihre bisherige Deutung als Kopfbedeckung ist fraglich, da sie mit einem Randumfang von durchschnittlich 32 cm nicht einmal den Kopf eines einjährigen Kindes bedeckt hätten. Ihre Deutung als Abdeckung für röhrenartige Bienenbehausungen ist nicht gesichert, aber eine weitere mögliche Variante. Hohle Baumstämme gehören zu den ursprünglichsten Bienenbehausungen von Wildbienen und werden noch heute als sogenannte Klotzbauten für die Bienenhaltung verwendet. Quer eingeklemmte Stöcke reichen den Bienen als Grundlage, um daran Waben zu bauen. Unabhängig von dem zufälligen

Rindengefäße aus Seeufersiedlungen haben Durchmesser zwischen 10 cm und über 40 cm. Der niedrige Rand, wie bei diesem Gefäß aus Hornstaad-Hörnle IA, täuscht. In keinem Fall ist die Wandung auf voller Höhe erhalten.

Das herausragende Stockende oben an dem Geflecht aus Wangen diente vielleicht als Griff, um einen Blick ins Innere der Behausung und das darin befindliche Bienenvolk zu werfen. Wasserabweisend bot sich das Geflecht bestens als Wetterschutz an.

Vorkommen dieser Bienenbehausungen bot sich so die Möglichkeit mobiler Bienenstöcke. Aus der Frühgeschichte sind geflochtene Bienenkörbe, in Form von Rutenstülpern gut belegt. Wachs und Bienenhonig waren gleichermaßen begehrt. Der angelsächsische Kirchenvater Aldhelmus Malmesberiensis, der von 639 bis 709 n. Chr. lebte, beschreibt in seinem Werk »De laudibus virginibus« Bienenbehausungen aus geflochtenen Ruten und aus geschälten Rinden, die zusammengenäht sind. Mit vernähten Rin-

denröhren standen den jungsteinzeitlichen Siedlern am Bodensee möglicherweise erstmals mobile Bienenbehausungen zur Verfügung, die sie zur Gewinnung von Honig und Wachs einsetzen konnten. Die Vlieshütchen können dabei als wetterfeste Abdeckungen gedient haben. ■

